

# Bensheimer Forschungen zur Personengeschichte

Herausgegeben vom  
Institut für Personengeschichte

Band 3  
*fort von hain und haus*



*fort von  
hain und haus*

Die Familie Wolfskehl und Darmstadt

Herausgegeben von  
Volkhard Huth und Julius H. Schoeps

Redaktion: Christian Hoffarth



VITTORIO KLOSTERMANN

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© Vittorio Klostermann GmbH Frankfurt am Main 2019

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die des Nachdrucks und der Übersetzung.  
Ohne Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, dieses Werk oder Teile in einem photomechanischen oder sonstigen Reproduktionsverfahren zu verarbeiten, zu vervielfältigen und zu verbreiten.

Satz: Christian Hoffarth, Bensheim

Druck & Bindung: Hubert & Co., Göttingen

Gedruckt auf EOS Werkdruck von Salzer,  
alterungsbeständig  ISO 9706 und PEFC-zertifiziert

Printed in Germany

ISSN 2196-453X

ISBN 978-3-465-01099-9

# Vorwort

»... Das treibt mich fort von hain und haus,  
Von freundes seite, hinaus hinaus  
Bis meine Glieder sinken.«

Diese Verse, vom Dichter datiert »Darmstadt 1894«,<sup>\*</sup> muten aus heutiger Sicht prophetisch an. Und doch wird man kaum annehmen wollen, der damals 25 Jahre alte Karl Wolfskehl habe mit ihnen erahnt, dass es ihn fast vier Jahrzehnte später tatsächlich von Hain und Haus und Freundes Seite forttreiben, gar, vor welchem Hintergrund akuter Bedrohung dies geschehen werde.

Am 13. Oktober 2014 konnten die Technische Universität, die Stadt Darmstadt und die Moses-Mendelssohn-Stiftung (als Gesellschafterin des Projektentwicklers GBI) in der Darmstädter Stephanstraße 5 gemeinsam das Karl-Wolfskehl-Haus einweihen: ein für 155 studentische Mieter konzipiertes Apartment-Wohnhaus, das seither den Namen des aus Darmstadt gebürtigen, im fernen neuseeländischen Exil gestorbenen Poeten trägt.

Julius Schoeps namens des Vorstandes der Mendelssohn-Stiftung wie der Unterzeichnete nahmen dies zum Anlass, tags darauf eine kleine Konferenz auszurichten. Sie wollte ihre Aufmerksamkeit jedoch nicht allein dem berühmten Poeten und vielseitig anregenden Intellektuellen schenken, dessen auch in seinem Geburtsort seit der großen Ausstellung zu Leben und Werk 1969 in der damaligen Hessischen Landes- und Hochschulbibliothek wieder verstärkt gedacht worden war. Vielmehr galt es, den Focus auch und gerade auf seine Familie zu richten, insbesondere auf deren weitreichende Bedeutung für Darmstadts Geschichte und Kultur im 19. und 20. Jahrhundert. Um diese mannigfachen Bezüge freizulegen, war die Veranstaltung interdisziplinär aufzubieten. Die Vorträge sollten Schlaglichter auf die Lebenswelt und das unterschiedliche Wirken herausragender Familienvertreter werfen, nach Möglichkeit auch erkunden, ob und wie sie sich in den Traditionslinien deutsch-jüdischen Bürgertums bewegten. Einzelbeiträge zu wenig bekannten, stellenweise sogar außerhalb der Familie noch gar nicht bekannten Befunden wie die Diskussion aktueller Fragestellungen zum *exul poeta* Karl Wolfskehl rundeten das Angebot ab, das sich nicht nur an Vertreter diverser wissenschaftlicher Fächer, sondern auch an die interessierte Öffentlichkeit wandte.

\* Vgl. das entsprechende Katalogisat in: Karl Wolfskehl. Leben und Werk in Dokumenten, Darmstadt 1969, Nr. 169, S. 156.

Um diesem Interesse auch in einem zum Tagungsthema passenden Ambiente zu entsprechen, konnte für die Vorträge und Diskussionen die Villa ›Haus Haardteck‹ angemietet werden, die alte Darmstädter noch unter dem liebevollen Spottnamen ›Pillenburg‹ kennen. Gewiss wäre der eindrucksvollste, denkbar angemessene Tagungsort die einstige ›Villa Wolfskehl‹ gewesen, doch war diese, mitsamt dem alten Darmstadt, dessen Bürgertum unsere Tagung über eine seiner profiliertesten Familien beleuchten wollte, genau siebzig Jahre zuvor zugrunde gegangen. Gleichwohl besaß unser Tagungsort vom Oktober 2014 den Charme, noch immer repräsentative Facetten jener Bürgerlichkeit erahnen zu lassen, zum ändern und vor allem hat er seine Adresse am Herdweg, jener den alten Bessunger ›Galgenberg‹ hinaufführenden Straße, an die von Westen her der ›Wolfskehl'sche Park‹ stößt. So konnten auch die auswärtigen Tagungsteilnehmer diesen Park kennenlernen, in dem zwar längst nicht mehr die im Auftrag Otto Wolfskehls erbaute Gründerzeitvilla, aber wenigstens noch das einst zum wolfskehlschen Wohnensemble gehörende kleine Teehaus steht.

Wenn auch nur beiläufig angemerkt wird, dass das alte Darmstadt im September 1944 in Schutt und Asche sank, so bezieht sich das eben nur auf einen Akt jenes epochalen Wahnsinns. Das bürgerliche Erbe, für das auch die alte Villa Wolfskehl stand, die kulturellen Dispositionen einer sozialen Gruppe, die auch dieser Bau repräsentierte, war bzw. waren schon zuvor in Deutschland unwiederbringlich zerstört worden. Dieses Erbe, und das heißt insbesondere: das deutsch-jüdische Erbe paradigmatisch wieder ans Licht zu heben und zu seiner Sicherung beizutragen, war das Kernanliegen unserer Tagung und ist es über den Tag hinaus für das mitveranstaltende Evenarí-Forum an der TU Darmstadt.

Dass wir mit Claudia Kühner (Zürich) eine Enkelin Eduard Wolfskehls und mit Jakob Köllhofer (Heidelberg) einen Enkel des Dichters Karl Wolfskehl in unserer Runde begrüßen durften, bedeutete eine große Freude – und trug uns vielfache Bereicherung ein nicht nur durch persönlich-familiär geprägte Erinnerungen, die den Ausführungen der Referenten und der Diskussion ihrer Vorträge gelegentlich einen ganz eigenen Sitz im Leben zuwies. Zu den unmittelbaren Folgen dieser angeregten und stimulierenden Tagung gehörte auch, dass das IPG Bensheim unveröffentlichte Erinnerungstexte aus der Familie Eduard Wolfskehls erhielt, die nunmehr hier in diesem Band gleichfalls zum Abdruck gelangen.

Der Kanzler der Technischen Universität Darmstadt, Dr. Manfred Efinger, hat es sich dankenswerterweise nicht nehmen lassen, ein Grußwort nicht nur an unsere Tagungsgemeinschaft zu richten, sondern es sogleich in einen veritablen Eigenbeitrag umzuwandeln, den hier mitveröffentlichen zu dürfen uns eine Freude ist. Der Merck'schen Gesellschaft für Kunst und Wissen-

schaft e. V. danken wir ganz herzlich für ihre großzügige Unterstützung, die das Tagungsprojekt überhaupt erst hat einlösen lassen.

Persönlich sehr zu Dank verpflichtet sind wir auch wieder unserem Verleger Vittorio E. Klostermann und seiner Mitarbeiterin Anastasia Urban für die Geduld, die sie während der recht schwierigen Entstehungsphase dieses Buches aufbrachten. Dass wir nun in dieser Form das Ergebnis vorlegen können, ist dem besonderen Einsatz von Christian Hoffarth zu danken, der zum einen die Redaktion zu übernehmen bereit war und damit den Unterzeichneten maßgeblich entlastete, zum andern gemeinsam mit Scarlett Bukowski auch wieder die Satzherstellung und die Registerfertigung leistete. *Summas gratias ago.*

Bensheim, im Februar 2019

Volkhard Huth

# Inhalt

<i>Julius H. Schoeps</i> Zum Geleit: Ratschläge zum Umgang mit dem deutsch-jüdischen Erbe	XI
-------------------------------------------------------------------------------------------------	----

## I. DIE FAMILIE

<i>Manfred Efinger</i> Die Familie Wolfskehl und Darmstadt	3
---------------------------------------------------------------	---

<i>Volkhard Huth</i> Von der Verbürgerlichung der ›Kalonymiden‹ Ergänzende Beobachtungen zum Thema »Die Familie Wolfskehl und Darmstadt«	7
---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	---

<i>Regina Stephan</i> Die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen Wohnen in Darmstadt um 1900	23
---------------------------------------------------------------------------------------------------	----

<i>Klaus Barner</i> Die Fermat'sche Vermutung, Paul Friedrich Wolfskehl und der Wolfskehl-Preis	33
-------------------------------------------------------------------------------------------------------	----

## II. DER DICHTER

<i>Jürgen Egyptien</i> Karl Wolfskehl als Dichter und Essayist	53
-------------------------------------------------------------------	----

<i>Franziska Merklin</i> Karl Wolfskehl und die Schwabinger Schattenspiele	67
-------------------------------------------------------------------------------	----

<i>Claudia Sonino</i> <i>Weil ich ohnedem zweitausend Jahre alt bin,</i> <i>seit dem 9. Ab [...] auf der Welt</i> Karl Wolfskehls Verhältnis zum Zionismus und zu Palästina	91
--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	----

*Jürgen Egyptien**Meine Ganze Lebenssumme sind Sie, Meister!*

Ein paar Fakten und Impressionen anlässlich der Edition  
des Briefwechsels zwischen Stefan George und  
Karl und Hanna Wolfskehl

105

## III. DOKUMENTE

## Lebenserinnungen

*ediert und kommentiert von Lupold von Lehsten*

123

1. *Claudia Kühner*: Zur Einführung

125

2. *Marie Wolfskehl, geb. Spohr-Braunfels*: Jugenderinnerungen

127

3. *Charlotte Kühner*: Eine Handvoll Geschichten

151

*... litterarische Erzeugnisse ganz hohen Wertes.*

Ein bislang ungedruckter Brief Karl Wolfskehls vom 9. September 1930

*ediert und kommentiert von Volkhard Huth*

187

*Register*

197

Personen

197

Orte

204

*Abbildungsverzeichnis*

207



Julius H. Schoeps

## Zum Geleit: Ratschläge zum Umgang mit dem deutsch-jüdischen Erbe

Deutschlands Juden und ihre vielfältigen Gruppierungen, so wie wir sie noch bis in die frühen 1930er Jahre vorfinden, hatten eine vergleichsweise klare Vorstellung von sich und dem, was sie als »deutsch-jüdisches Erbe« ansahen. Das hatte viel mit einem über die Jahrhunderte gereiften Selbstverständnis zu tun und einer Minderheiten-Erfahrung, die eng mit der Entstehungsgeschichte der deutschen Nation und der mit ihr verbundenen Kultur verzahnt war.

Die deutschen Juden vor 1933 leiteten ihr Selbstbild zum einen aus der eigenen Religion und Tradition ab, zum anderen aber aus der Sprache und Kultur der deutschen Mehrheitsgesellschaft. Nicht wenige fühlten eine solch enge Verbundenheit zu ihrer Umgebung, dass sie sich nicht als Juden *in* Deutschland begriffen, sondern – was ein signifikanter Unterschied war – als *deutsche* Juden.

Damit waren, wie gesagt, Hoffnungen – und vielleicht auch Illusionen – von gesellschaftlicher Zugehörigkeit verbunden. Ein deutscher Jude war man, um es kurz und bündig zu formulieren, wenn man sich zu seiner jüdischen Herkunft bekannte, zugleich aber sich zu Deutschland bekannte, deutsch sprach und deutsch »dachte« – und sich obendrein im Auftreten und in der äußeren Erscheinung von den Menschen der Umgebungsgesellschaft nicht wesentlich unterschied.

Hätte man vor 1933 eine Umfrage unter deutschen Juden zu der Frage gestartet, wie sie sich denn selbst definieren, dann hätte es wohl reihenweise verständnisloses Kopfschütteln gegeben. Gut möglich aber, dass einige Namen von deutsch-jüdischen »Lichtgestalten« erwähnt worden wären, darunter sicher der Aufklärungsphilosoph Moses Mendelssohn, aber auch die Namen von Politikern wie Gabriel Riesser und Johann Jacoby, die von Schriftstellern wie Ludwig Börne und Heinrich Heine und vermutlich auch die von renommierten Komponisten wie Giacomo Meyerbeer und Felix Mendelssohn Bartholdy.

Deutlich anders sieht es bei der Mehrheit derjenigen Juden aus, die heute im wiedervereinigten Deutschland leben. Mehr als 90 Prozent von ihnen kommen aus der ehemaligen Sowjetunion und ihren Nachfolgestaaten, und ihr kulturelles Selbstverständnis ist verständlicher Weise ein anderes. Einige von ihnen interessieren sich durchaus für das deutsch-jüdische Erbe, doch hat dies

nicht zwangsläufig mit der eigenen Identität zu tun. Deutsche Geistesgrößen wie Goethe, Heine und Kant sind vielen der osteuropäischen Juden vertraut, doch muss dies keineswegs auch auf deutsch-jüdische Lichtgestalten wie Börne, Einstein, Meyerbeer und Mendelssohn Bartholdy zutreffen.

In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage, warum die Zuwanderer sich dazu zwingen sollten, sich mit einem Erbe zu identifizieren, mit dem sie nichts zu tun haben. Sie stehen in einer anderen kulturellen Kontinuität. Mit Börne und Heine können einzelne vielleicht etwas anfangen, aber bestimmt nicht alle. Es ist eine Tradition, die nicht die ihre ist. Näher stehen ihnen etwa ein Tolstoi, ein Puschkin, ein Stanislawski oder ein Boris Pasternak.

Wenn es nicht sie sind, also die Juden, die heute in Deutschland leben, wem fällt dann die Aufgabe zu, sich einen Zugang zum deutsch-jüdischen Erbe zu verschaffen und dieses Erbe zu pflegen? Oder in anderen Worten und etwas zugespitzter formuliert: Wer ist eigentlich verantwortlich für das deutsch-jüdische Erbe heute? In Ermangelung eines real existierenden deutschen Judentums, das dies könnte, scheint diese Aufgabe heute eher der nichtjüdischen Gesellschaft zuzufallen.

## I.

Meine einleitenden Worte zu dem vorliegenden Band beschäftigen sich explizit mit Möglichkeiten und Machbarkeiten, um das zu sichern, was wir als deutsch-jüdisches Erbe bezeichnen.

Ein ganz entscheidender Punkt, der über Erfolg oder Misserfolg des Umgangs mit dem deutsch-jüdischen Erbe entscheiden wird, ist der, ob das deutsch-jüdische Kulturerbe in das allgemeine deutsche Kulturerbe integriert werden kann oder nicht. Wird es beispielsweise gelingen, im öffentlichen Bewusstsein Schriftsteller wie Börne, Heine oder Karl Wolfskehl, Komponisten wie Felix Mendelssohn Bartholdy und Philosophen wie Martin Buber und Hermann Cohen genauso als dem deutschen Kulturerbe zugehörig zu begreifen wie ihre nichtjüdischen Pendanten? Nur dann, wenn dieses Erbe nicht als etwas Fremdes, sondern als etwas Integrales anerkannt wird, besteht die Chance, dass die deutsch-jüdische Kulturtradition in Deutschland wenigstens in Ansätzen weiterleben kann und entsprechenden Respekt erfährt.

Bei nüchterner Betrachtung kommt man rasch zu dem Schluss, dass die Pflege des deutsch-jüdischen Erbes, gleichgültig, ob man das akzeptiert oder nicht, auch künftig auf den deutschsprachigen Kulturraum angewiesen bleiben wird. Die Annahme, dies könnte auch anderswo stattfinden, ist insofern irrig, als anderswo die Bedingungen zur Pflege dieses Erbes einfach nicht gegeben sind.

Das war zugegebenermaßen noch anders in der Zeit der Hitler-Diktatur, als zirka 240.000 jüdische Flüchtlinge aus Deutschland sich überall in der Welt niederließen, insbesondere in Palästina und den Vereinigten Staaten, wo sie zumindest zeitweilig an bestimmten Orten noch so etwas wie ein deutsch-jüdisches Milieu bilden konnten. In dieser Zeit war man noch davon überzeugt, das deutsch-jüdische Erbe könnte außerhalb des deutschen Sprachraums weiter existieren. Die Gründer der Leo Baeck-Institute in New York, London und Jerusalem waren zudem fest davon überzeugt, die Aufarbeitung der deutsch-jüdischen Geschichte könne nicht in Deutschland, sondern nur außerhalb Deutschlands erfolgen.

In beeindruckender Weise haben jene 50.000 »Jeckes« (so die spöttisch-verächtliche Bezeichnung für den Typus des deutschen Juden), die nach Palästina einwandern konnten und sich dort eine neue Heimat aufbauten, ihr mitgebrachtes kulturelles Erbe in Salons, Konzertsälen, Zeitungen und Vortragsveranstaltungen liebevoll gepflegt. Sie taten es, und tun es heute noch, so gut sie können, dabei allerdings ahnend, dass die Kultur, in der sie aufgewachsen sind und die sie mitgebracht haben, eine sterbende Kultur ist. Doch hielt zumindest die erste Generation der »Jeckes« konsequent an der eigenen Kultur fest, weil sie nicht anders konnte und weil sie auf diesem Erbe als Teil ihrer Identität bestand.

Auch in den Vereinigten Staaten ist das deutsch-jüdische Kulturerbe noch in ganz markanten Spuren nachweisbar. Das gilt für die Filmindustrie, aber insbesondere für manche Universitäten, wohin Flüchtlinge aus Deutschland ganze Wissenschaftsdisziplinen verpflanzten. Die Renaissanceforschung zum Beispiel, einst in Deutschland beheimatet, hat in den Dreißigerjahren in den Vereinigten Staaten eine Zuflucht gefunden und hier dann eine neue Blüte erlebt. Ein anderes, markantes Beispiel sind die emigrierten jüdischen Sozialwissenschaftler – unter anderem jene von der Frankfurter Schule –, die an der Columbia University in New York ein eigenes Institut für Sozialforschung gründeten und die die renommierte New School in New York wesentlich mitprägten.

Auch das Reformjudentum in den Vereinigten Staaten erhielt durch die große deutsch-jüdische Emigrationswelle der 1930er Jahre noch einmal ganz neue, prägende Impulse. Weit mehr als im vereinten Deutschland heute, wo man mit dem liberalen Ritus nichts mehr anfangen kann, weiß man in vielen US-amerikanischen Synagogengemeinden durchaus, wer Abraham Geiger, Leopold Zunz und Louis Lewandowski waren.

Doch soll uns dies alles nicht über die eigentliche Problematik hinwegtäuschen, mit der wir uns hier intensiv beschäftigen wollen. Ein authentisches deutsches Judentum in der Tradition eines Moses Mendelssohn, Gabriel Riesser oder Hermann Cohen, ein Judentum, das sich mit Geiger, Zunz und

Lewandowski oder Leo Baeck identifiziert, existiert in Deutschland nicht mehr. Das deutsche Judentum ist mit der Hitler-Diktatur und der Shoa so gut wie vollständig ausgelöscht worden – und das, was wir deutsch-jüdisches Erbe nennen, kämpft seither mit dem Stigma der Heimatlosigkeit. Man kann das bedauern, man kann das beklagen, aber das ändert nichts am skizzierten Sachverhalt, dass das deutsch-jüdische Erbe keinen wirklichen Ort mehr hat, an dem es festgemacht werden kann.

## II.

Unbestreitbar hat es während der letzten Jahrzehnte ein paar respektable Bemühungen gegeben, das deutsch-jüdische Kulturerbe – so weit das eben mach- und denkbar ist – wenigstens in das deutsche Kultur- und Geschichtsbewusstsein zu integrieren. Die Gründe dafür sind vielfältig und müssen hier nicht in den Einzelheiten erörtert werden. Ludwig Börne und Heinrich Heine, um es an konkreten Beispielen deutlich zu machen, sind nicht mehr die heimatlosen Gesellen, wie sie von Judenfeinden aller Couleur in der Vergangenheit abfällig tituliert worden sind. Beide sind mittlerweile akzeptiert, und die nichtjüdische Mehrheitsgesellschaft beginnt, sich ihre Werke neu zu erschließen oder sich sogar mit ihnen zu identifizieren.

In Düsseldorf hat man, wenn auch erst nach einigem Zögern, die Universität der Stadt nach Heinrich Heine benannt. Dabei ist es nicht geblieben. Es gibt inzwischen das Heinrich-Heine-Institut, mehrere Gesamtausgaben seiner Schriften und Briefe und eine Gesellschaft mit Niederlassungen in verschiedenen Städten, die seinen Namen trägt. Die Stadt Düsseldorf sorgte für ein Denkmal des Künstlers Bert Gerresheim, benannte eine Allee nach dem Dichter und verleiht alle zwei Jahre einen Heinrich-Heine-Preis, der im Gedächtnis an den großen Sohn der Stadt gestiftet worden ist. Man kann wohl mit Fug und Recht sagen: Heinrich Heine ist mittlerweile in Düsseldorf am Rhein angekommen.

Ähnliches gilt auch für Ludwig Börne, der einst im Ghetto der Stadt Frankfurt geboren wurde. Die Main-Metropole hat nicht immer eine glückliche Hand gehabt, wenn es galt, dem deutsch-jüdischen Erbe gerecht zu werden – erinnern wir uns nur kurz an die Friedenspreis-Rede von Martin Walser im Oktober 1998. Aber auch hier hat man in der Innenstadt mittlerweile eine Schule nach Börne benannt, und jährlich wird ein Ludwig-Börne-Preis an einen deutschsprachigen politischen Publizisten in der Paulskirche verliehen. In den dabei gehaltenen Reden ist man bemüht, des anderen Deutschlands zu gedenken, des demokratischen Deutschlands, das es immer gegeben hat, was leider allzu oft in Vergessenheit gerät.

Ein anderes Beispiel für die Wiederentdeckung und Neubewertung von deutsch-jüdischem Kulturerbe ist der Fall des Komponisten Felix Mendelssohn Bartholdy. Über diesen hatte ja Richard Wagner bekanntlich ein vernichtendes Verdikt gefällt, was unter anderem dazu führte, dass seine Werke in der NS-Zeit unter die Zensur fielen und nicht mehr gespielt werden durften. Mendelssohns romantische Kompositionen und seine als »Trivialmusik« geschmähten »Lieder mit und ohne Worte« erfreuen sich nach der Ächtung durch die Nationalsozialisten wieder einiger Beliebtheit. Die Oratorien »Paulus« und »Elias« gehören heute wieder zum Standardrepertoire geistlicher Musik.

Auch in der Wissenschaft, in den Medien und im Gedenkstättenbereich gibt es sichtbare Fortschritte, was die Wiederentdeckung und Pflege des deutsch-jüdischen Erbes angeht. Seit Ende der 1980er Jahre ist eine ganze Reihe von Forschungsinstituten, die alle auf dem Feld der deutsch-jüdischen oder der europäisch-jüdischen Beziehungsgeschichte arbeiten, entstanden – so unter anderem in Duisburg, Hamburg, Frankfurt, Potsdam und Leipzig. Daneben öffnete eine Reihe von Jüdischen Museen, beispielsweise in Frankfurt am Main, München, Augsburg, Halberstadt, Jebenhausen, Hohenems, Fürth, Essen, Wien und insbesondere in Berlin. Die Besucherzahlen dieser Museen können sich sehen lassen.

Manchmal lässt sich Gedenkarbeit und Gedenkkultur aber auch auf ganz unkomplizierte und doch wirksame Weise im öffentlichen Alltag integrieren. Verwiesen sei auf die Stolpersteine des Kölner Künstlers Gunter Demnig, auf denen dieser die Namen ermordeter deutscher Juden vermerkt und die er im Straßen- oder Gehwegpflaster vor deren einstigen Wohnungen in ganz Deutschland verlegt.

In anderen Orten wiederum werden deutsch-jüdische Persönlichkeiten mit Straßenumbenennungen dem Vergessen entrissen. Erwähnt sei an dieser Stelle auch die Moses Mendelssohn Stiftung, die gegenwärtig in verschiedenen Bundesländern und in Österreich Studentenwohnheime errichten lässt. Sie benennt die Häuser ganz bewusst nach Persönlichkeiten aus der deutsch-jüdischen beziehungsweise aus der österreichisch-jüdischen Geschichte, welche jeweils auch einen starken lokalen Bezug hatten. Entweder stammt der Namensgeber des Studentenwohnheims aus der betreffenden Stadt, hat dort studiert oder zumindest eine gewisse Zeit dort gelebt und Spuren hinterlassen.

Das von der Moses Mendelssohn Stiftung im Oktober 2014 eröffnete Studentenwohnheim in der Stephanstraße mit seinen 155 Apartments, in dem Studenten und Auszubildende unterkommen, gedenkt mit diesem Haus des aus Darmstadt stammenden Schriftstellers Karl Wolfskehl. Er, den man einst den »König von Schwabing« nannte, war eine Integrationsfigur der Münchener Bohème und ein enger Vertrauter Stefan Georges. Als er 1933 aus Deutschland

flüchten musste und zum »Exul Poeta« wurde, blieb er jedoch, seinem eigenem Bekenntnis nach, »jüdisch, römisch, deutsch zugleich«.

In jedem der Studentenwohnheime, »Smartments« genannt, ist eine Gedenktafel installiert, die an den jeweiligen Namensgeber erinnert. Auch in Darmstadt findet sich im Innenbereich eine solche Tafel. Auf den Außenwänden der Häuser, so auch in Darmstadt, ist der berühmte Leitsatz des Aufklärungsphilosophen Moses Mendelssohn angebracht, der da lautet:

*Bestimmung des Menschen  
Wahrheit erkennen, Schönheit lieben,  
Gutes wollen,  
das Beste thun*

Jeder der Mieter, der ein Apartment im Karl Wolfskehl-Haus bezieht, erhält zusammen mit dem unterzeichneten Mietvertrag ein kleines Büchlein, das einen biographischen Abriss dieses Sohnes der Stadt Darmstadt enthält.<sup>1</sup> Mit dieser Geste soll an Karl Wolfskehl erinnert werden, der heute weitgehend vergessen ist, aber es verdient, dass man ihn in das Bewusstsein einer jüngeren Generation zurückholt.

### III.

Doch halten wir uns nicht zu lange bei heutigen *lokalen* Initiativen und Projekten auf, mit denen versucht wird, das deutsch-jüdische Erbe zumindest in Fragmenten festzuhalten. Was bisher in diese Richtung geschehen ist und geschieht, ist sehr beachtenswert, aber hat eher bruchstückhaften Charakter und erfolgt bedauerlicherweise nicht systematisch – so wie es eigentlich notwendig wäre, um das Erbe im kollektiven Gedächtnis verankern zu können.

Vielleicht ist nun der Zeitpunkt gekommen, darüber nachdenken, analog zur Stiftung Preußischer Kulturbesitz, die das Erbe Preußens mit großem Erfolg verwaltet und pflegt, eine Stiftung zu gründen, die sich speziell um das deutsch-jüdische Kulturerbe kümmert. Natürlich, wir wissen das alle, erscheint es nicht nur, sondern ist es auch unrealistisch, eine Stiftung zu konzipieren, die sich an der Größenordnung, am Wirkradius und dem Finanzierungsrahmen der Stiftung Preußischer Kulturbesitz orientiert. Das scheint mir aber auch nicht unbedingt notwendig zu sein. Es würde, so meine ich, vollkommen ausreichen, wenn eine Koordinationsstelle eingerichtet würde,

<sup>1</sup> SABINE NEUBERT, Karl Wolfskehl. Vom Bohemien zum Dichter des Exils, Berlin 2014.

die sich solcher Aufgaben annähme. Beispielsweise könnte eine solche, koordinierende Einrichtung zum deutsch-jüdischen Kulturerbe Veranstaltungskalender und Projektberichte veröffentlichen, ein Jahrbuch herausgeben, Ausstellungen vermitteln, Vortragsreisen und Konferenzaktivitäten organisieren. Das wäre das Mindeste dessen, was machbar erscheint, und es wäre sinnvolle Vernetzungsarbeit.

Dass die Schaffung einer solchen Koordinationsstelle wünschenswert ist, ergibt sich schon allein aus der großen Zahl lokaler Einrichtungen in Deutschland, die sich allesamt mit der Aufarbeitung und Dokumentierung der deutsch-jüdischen Geschichte befassen, aber nicht oder kaum miteinander vernetzt sind – im Einzelnen sind das Museen, Forschungsinstitute, Bibliotheken und eine Reihe von Gedenkstätten, von deren Existenz man manchmal nur durch Zufall erfährt. Selbst Kennern der Szene geht mittlerweile der Überblick verloren, wer, was, wo zu welchem Zweck macht oder betreibt. Hier scheint eine neue Form von Transparenz das Gebot der Stunde zu sein.

Als ein Manko erweist sich auch, dass bisher ein systematischer Überblick über das fehlt, was an historischem Material über deutsches Judentum im In- und Ausland existiert und sichergestellt ist. Was will ich damit sagen? Ich denke nicht an den Aufbau weiterer Forschungseinrichtungen und Museen, derer gibt es genug, sondern vor allem an die Sicherung von einschlägigen Archivbeständen, Nachlässen und Konvoluten aller Art, die sich in Privatbesitz oder in öffentlichem Besitz irgendwo auf der Welt befinden und von denen selbst die Forschung oft kaum etwas weiß. Das Leo Baeck Institute in New York mit seinen Zweigstellen in London und Jerusalem hat sich in den letzten Jahrzehnten dieser Aufgabe in dankenswerter Weise angenommen. Als Problem erweist sich heute aber, dass die Generation der Flüchtlinge aus Deutschland, die das LBI einst gründeten, kaum noch präsent ist und die Nachgeborenen in den Vereinigten Staaten, England und Israel zunehmend Probleme damit haben, sich mit dem überkommenen deutsch-jüdischen Erbe zu identifizieren.

Was also kann unter den gegebenen Umständen getan werden? Eine rasche Bestandsaufnahme scheint unabdingbar, und das hat auch die Politik erkannt. Das Mendelssohn-Zentrum arbeitet gegenwärtig am Aufbau einer Datenbank, die einen ersten umfassenden Überblick über Quellen und Studien zum deutsch-jüdischen Kulturerbe weltweit schaffen soll. Erschienen ist bereits ein Handbuch,<sup>2</sup> das einen ersten Überblick bietet. Ich erhoffe mir von diesem Projekt, das sich ja explizit dem deutsch-jüdischen Erbe widmet, weitere Anstöße und Anregungen. Insbesondere geht es uns um Hinweise über den Verbleib von Sammlungen und Materialien, zum anderen aber auch um

2 ELKE-VERA KOTOWSKI, *Das Kulturerbe deutschsprachiger Juden. Eine Spurensuche in den Ursprungs-, Transit- und Emi-*

*grationsländern*, Berlin (Europäisch-jüdische Studien, Beiträge, Bd. 9), München/Boston 2015.

Ideen, Vorschläge und Visionen, wie die weltweit verstreuten Sammlungen und Materialien noch systematischer und effizienter gesichert werden können.

Um eine etwas plastischere Vorstellung davon zu geben, worum es uns geht, möchte ich ein paar Beispiele aus dem Alltag des Historikers einflechten.

Der eine oder andere der Leser wird sich wohl noch daran erinnern, dass es Mitte der 1990er Jahre darum ging, das Arnold Schönberg-Archiv von Los Angeles nach Europa zu überführen. Die University of Southern California hatte für das Archiv offensichtlich keine Verwendung mehr. Damals konkurrierten Berlin und Wien um den Zuschlag. Beide Städte glaubten, legitime Ansprüche erheben zu können. Wien machte damals das Rennen.

Als Gründungsdirektor des Jüdischen Museums der Stadt Wien war ich seinerzeit in die komplizierten Verhandlungen eingebunden. Zum einem musste die Schönberg-Familie überzeugt und deren Einverständnis eingeholt werden, zum anderen ein tragfähiges Übernahmekonzept entwickelt werden. Die Entscheidung fiel schließlich für Wien, nicht zuletzt deshalb, weil die Stadt sich bereit zeigte, repräsentative Räume und – gewissermaßen als Sahnebonbon – einen Arnold Schönberg-Lehrstuhl zur Verfügung zu stellen. Berlin konnte mit diesem Angebot einfach nicht mithalten.

Das im Fall Schönberg zum Tragen gekommene Akquisitionsmodell, wenn ich diese Transaktion so nennen darf, ließe sich auch auf ähnlich gelagerte Fälle übertragen. Ich denke beispielsweise an den Nachlass des berühmten Regisseurs Max Reinhardt, der an der University Binghamton im Staate New York ein Schlummerdasein führt. Er sollte, so meine ich, dorthin transferiert werden, wohin er eigentlich gehört – also nach Berlin oder Wien. Natürlich verlangen derartige Vorhaben ein Höchstmaß an Sensibilität. Nach wie vor existieren komplizierte Befindlichkeiten. Aber man sollte es zumindest versuchen. Dazu würde es gehören, Gespräche zu führen und in Verhandlungen einzutreten. Es gibt flexible Möglichkeiten, die man in Erwägung ziehen kann. Ich denke dabei an Kauf, Kompensationsangebote oder den eventuellen Abschluss von Leihverträgen.

Nachzudenken wäre übrigens auch über die Situation des Sonderarchives in Moskau, wo sich unter anderem der Rathenau-Nachlass, vor allem aber das Archiv des Central-Vereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens befindet. Und noch ein anderer Fall: Was können wir dazu beitragen, um das Rahel Varnhagen-Archiv und die Beethoven-Manuskripte zu restituieren? Forscher, die den Rahel Varnhagen-Nachlass oder eine bestimmte Beethoven-Originalpartitur einsehen wollen, müssen sich auf den beschwerlichen Weg nach Krakau machen. Bis heute ist es bedauerlicherweise nicht gelungen, Mittel und Wege zu finden, diese Materialien dorthin zurückzuführen, wohin sie ihrer Herkunft nach eigentlich gehören.



Auch die zahlreich in aller Welt verstreuten und aufbewahrten Judaica-Objekte, die einen eindeutigen Bezug zu Deutschland haben, sollten in künftige Betrachtungen miteinbezogen werden. Die Judaica-Sammlungen in den Museen von Jerusalem, New York, Los Angeles, San Francisco und selbst in dem vergleichsweise kleinen Kunstmuseum in Raleigh (North Carolina) bewahren Handschriften, Thorakronen, Rimonom und Besamim-Büchsen auf, von denen man im Übrigen gerne wüsste, wie und auf welchen Wegen sie in die jeweiligen Museen gelangt sind. Der Kenner weiß, dass zahlreiche der in den Vitrinen dieser Museen ausgestellten Objekte ursprünglich aus dem deutschen Sprachraum stammen. Wenn man diese Handschriften, Kultgegenstände und Objekte aus dem Alltag jüdischer Familien schon nicht mehr in den deutschen Sprachraum zurückführen kann – was wohl auch niemand ernsthaft erwartet –, so wäre doch der minimale Anspruch, sie zu katalogisieren und die Ergebnisse in einer Datenbank festzuhalten.

Dokumentiert werden sollten aber nicht nur Judaica-Bestände, sondern auch die Bibliotheken, die Juden aus Deutschland mit ins Exil nach Palästina, nach Südamerika oder in die Vereinigten Staaten genommen haben. Ein erster Versuch in diese Richtung ist von Mitarbeitern des Moses Mendelssohn-Zentrums unternommen worden, den Verbleib von einigen dieser Bibliotheken zu dokumentieren. Die im Mendelssohn-Zentrum aufgestellten Bibliotheken von Walter Boehlich, Alex Bein, Ludwig Geiger, Ernst Simon und anderer Prominenter sind deshalb nicht nur Verbeugungen vor bedeutenden Köpfen, sondern spiegeln auch ein Kapitel zu Ende gegangener deutsch-jüdischer Kulturgeschichte.

Mir selbst ist es ein persönliches Anliegen, dass auch Gemälde und Kunstobjekte, die sich einst im Besitz jüdischer Privatsammler in Deutschland befanden und heute verstreut in alle Welt sind, systematisch erfasst und fachkundig dokumentiert werden. Ich denke, es kann nicht angehen, dass an den Wänden mancher Museen Bilder hängen, bei denen Herkunft und Besitzverhältnis unklar sind. Der Provenienznachweis, noch immer nicht überall als selbstverständlich angesehen, sollte meines Erachtens für alle Museen verpflichtend gemacht werden.

Mit einer eigentlich recht kuriosen und doch prägnanten Episode möchte ich schließen. Sie verdeutlicht nochmals, dass wir alle uns beeilen müssen, die Reste des deutsch-jüdischen Erbes im In- und Ausland zu sichern.

Vor mehr als 25 Jahren, als wir für die Berliner Festspiele die Ausstellung »Jüdische Lebenswelten« im Gropius-Bau vorbereiteten, erfuhren wir von einem Ehepaar, dem es gelungen war, sein Hab und Gut vollständig in die Emigration zu retten. Das war eine Nachricht, von der das Ausstellungsteam meinte, sie könnte für die Planung der Ausstellung genutzt werden. Das Ehepaar hatte seine komplette Wohnungseinrichtung – Teppiche, Möbel, Bilder

unter anderem – bei der Flucht aus Deutschland in die Vereinigten Staaten mitnehmen können. In San Francisco, wohin es das Ehepaar schließlich verschlug, bezog es eine Wohnung und richtete sie mit den mitgebrachten Möbeln 1:1 so ein, wie sie einst in Deutschland gestanden hatten. Es war, wenn man so will, das Bemühen, an einem Stück verlorener Heimat *unverändert* festzuhalten.

Wir waren geradezu elektrisiert, reisten nach San Francisco und begaben uns zur angegebenen Adresse. Das Ehepaar trafen wir bedauerlicherweise jedoch nicht mehr an. Es war, wie wir erfuhren, kurz zuvor verstorben. Der nächste Schock war dann die Nachricht, dass die Wohnung wenige Tage vor unserem Besuch geräumt und die Wohnungseinrichtung auf dem Sperrmüll gelandet war. Unsere Jagd nach einem Stück überlieferter deutsch-jüdischer Wohnungskultur, das sich über Jahrzehnte im Ausland erhalten hatte, war damit schlagartig beendet.

Der Fall einer auf dem Sperrmüll gelandeten Wohnungseinrichtung wiederholt sich jeden Tag. Es ist an uns, dafür zu sorgen, den Prozess des Verschwindens und Vergessens aufzuhalten. Wenn wir nicht handeln, wer soll es sonst tun? Und wenn nicht jetzt, wann dann?

## Die Familie

## Die Familie Wolfskehl und Darmstadt\*

Ich darf Sie ganz herzlich in der sogenannten »Pillenburg« begrüßen. 1899 wurde diese Villa von dem damals 33-jährigen Bensheimer Architekten Heinrich Metzendorf im Auftrag von August Karl Weber (1859–1940) gebaut.<sup>1</sup> Weber, ein angesehener Beamter im Dienste des Großherzogs Ernst Ludwig von Hessen und bei Rhein, war mit Henriette Merck (1871–1917) verheiratet und damit ein Schwiegersohn von Carl Wilhelm Merck (1823–1885), dem kaufmännischen Leiter der Firma Merck. Aufgrund der vielen Türmchen, Giebel und Sandsteinornamente wurde das Gebäude im Volksmund »Pillenburg« genannt.<sup>2</sup>

Es würde sich sicher lohnen, sich intensiv mit diesem Haus und insbesondere seinen verschiedenen Eigentümern – einschließlich dem heutigen – ausführlich zu beschäftigen. Doch dies muss einer anderen Tagung vorbehalten bleiben.

Heute wollen Sie sich mit der Familie Wolfskehl und der Wissenschaftsstadt Darmstadt auseinandersetzen. Dazu darf ich Sie, namens des Präsidiums der TU Darmstadt, ganz herzlich beglückwünschen.

Die Familie Wolfskehl, die seit dem frühen 18. Jahrhundert in Darmstadt ansässig war, zählt – nach meiner Auffassung – zu einer der bedeutendsten Familien in Darmstadt. Die verschiedenen Mitglieder der Familie Wolfskehl haben in Darmstadt und der Region in mehr als zwei Jahrhunderten in vielfältiger Weise gewirkt und bleibende Spuren hinterlassen.

Da Sie sich in ihrer Tagung insbesondere mit Paul Friedrich Wolfskehl (1856–1906) und seinem Neffen Karl Wolfskehl (1869–1948) beschäftigen werden, erlaube ich mir, einige kurze Ausführungen zu Eduard (1864–1943) und seinem Vater Otto Wolfskehl (1841–1907) zu machen, da diese in besonderer Weise mit der Technischen Hochschule Darmstadt verbunden waren.

\* Anm. der Herausgeber: Der atmosphärischen Vergegenwärtigung halber empfahl es sich, die Vortragsform (vom 14. Oktober 2014) – unter Zustimmung des Autors – beizubehalten.

1 Vgl. DOMINIC E. DELARUE/THOMAS KAFENBERGER, Heinrich Metzendorf. Ein Reformarchitekt der Jahrhundertwende in Quellen und Werken, in: Lebensräume gestalten. Heinrich Metzendorf und die Reformarchitektur an der Bergstraße, hg. von DENS., Worms 2013, S 11–32, hier S. 24.

2 Für den Namen gibt es unterschiedliche Erklärungen. So heißt es auf der Homepage der Deutsch-Baltischen Gesellschaft e. V.: »Im Volksmund wird die Villa noch heute »Pillenburg« genannt, denn ihr erster Besitzer war Schwiegersohn des Fabrikanten und Arzneimittelherstellers Merck.« <http://www.deutsch-balten.de/index.php/das-haus-der-deutsch-balten-2> [10.09.2015].

Eduard Wolfskehl<sup>3</sup> wurde 1874 als drittes Kind von Otto Wolfskehl und dessen Ehefrau Paula Simon in Darmstadt geboren. Seine Mutter starb, als er zwei Jahre alt war. 1878 heiratete sein Vater Otto die Darmstädter Pianistin Lilli Schulz (1841–1920), die sich fürsorglich um die drei Kinder aus erster Ehe kümmerte.

Mit 19 Jahren legte Eduard seine Reifeprüfung am Ludwig-Georgs-Gymnasium in Darmstadt ab. Er studierte anschließend Bauingenieurwesen an der TH Darmstadt und schloss das Studium 1898 erfolgreich ab. Danach wurde er Regierungsbauführer bei der Eisenbahndirektion Mainz. Nachdem er 1903 die Prüfung im Eisenbahnbaufach abgelegt hatte, wurde er im selben Jahr zum Regierungsbaumeister ernannt. Er setzte seine Tätigkeit in Mainz bis 1908 fort. Danach war er zwei Jahre Eisenbahnbau- und Betriebsdirektor bei der Hessisch-Preußischen Eisenbahn-Gemeinschaft und anschließend vier Jahre Regierungsbaumeister in Darmstadt. In dieser Funktion war er für die technischen Anlagen des 1912 von Friedrich Pützer (1871–1922) erbauten Hauptbahnhofs in Darmstadt verantwortlich.

Bereits im Mai 1899 hatte Eduard Wolfskehl Wilhelmine Marie Spohr Braunfels (1878–1939) aus Frankfurt geheiratet. Wilhelmine entstammte der zweiten Ehe des Frankfurter Rechtsanwalts, Journalisten, Literaten und Übersetzers Ludwig Braunfels (1810–1885) und Helene Spohr (1842–1920). Aus der Ehe sind vier Kinder hervorgegangen. Marie-Luise (Lilly) (1900–1991), Fanny (1902–1974), Charlotte verh. Kühner (1911–2010) und Otto (1920–1987). Ich begrüße daher sehr herzlich die Enkeltochter von Eduard Wolfskehl, Frau Claudia Kühner, die heute extra zu dieser Tagung aus der Schweiz angereist ist.

Vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges 1914 beantragte Eduard Wolfskehl seine Entlassung aus dem Staatsdienst und lebte fortan als Privatier. Während des Ersten Weltkrieges engagierte sich Eduard Wolfskehl im Hessischen Roten Kreuz. Nach Kriegsende war er ehrenamtlicher Assistent an der TH Darmstadt und Privatgelehrter.

Anfang Mai 1943 wurde Eduard Wolfskehl ohne Rechtsgrund verhaftet. Die Verhaftung stand im Zusammenhang mit Maßnahmen, die vom NS-Regime gegen bis dahin sogenannte »privilegierte Mischehen« eingeleitet wurden. Nach einer Haft von etwa 14 Tagen im Gefängnis Rundeturmstraße in Darmstadt, dort, wo heute Gebäude der TU und des Fraunhofer-Instituts für Graphische Datenverarbeitung stehen, wurde er in das Arbeitserziehungslager Frankfurt-Heddernheim überstellt. Er starb dort am 12. Juni 1943 an den Folgen der erlittenen Behandlung.

3 Die Angaben zu Eduard Wolfskehl entstammen: LINDA PAETZOLD, Eduard Ludwig Wolfskehl, in: Stolpersteine in Darm-

stadt, hg. von JUTTA REUSS und DOROTHEE HOPPE, Darmstadt 2013, S. 188–191.